

n jeder Art
liefert
s & Co
Rut
5195
straße 56-58
iller Art
Dreitägige
Schiffswall-
fahrt des
iederrheins
h Bornhofen
nach Trier
um hl. Rock.
eis 19.75 Mk.
astr. Prospekt.
und Trier finden
anerstag, 24. Aug.
Wallfahrt des
en.

CH
TÄT

TRO
RME
ELIUNG
SEN 1933

T 1933

ellen-Markt:

he zum 15. Juli
e tücht. zuverläss.
ion, die mit allen
den, vertraut ist
er u. Gemütsbau
Wwe. Kames,
Lüttelsteich 66.

— Junge —
15-16 Jahren
gekl. Gefrath,
Lüttelsteich 29.
sofort Junge ge-
t, der Feld- und
tenarbeit versteht.
ter, Dorff-Damm

her Verdienst
%, durch Verkauf v.
tina-Kaffee in Be-
renter. Beding & Co.
n wg 8/5.

erläßt. fauberes
Zweitmädchen
fl. herrsch. Haus-
mit guten Näh-
ten, der bald ge-
u. V. 90 a. d. G.

nen Verheiratung
jungen habe ich
15. Aug. ein in
i Zweigen des
shalls sowie im
nen, Bügel und
nen erfährt. Kinder-

Mädchen

4 Pers. Haushalt.
agnisabst. auf
n Köchen u. Ge-
senbüche an
rau Nr. 6088.
en b. Grevenbr.,
ahnstraße 171.

chen für 3 Tage
cht. Parfite, 19.

einmädchen

i, welches auch
un und sämtliche
usarbeit versteht
r 15. 7. über 1.8.
mens, Neustraße 2.

16. Näherin
judi. Wiedm,
hoff-Hütter-Ert. 188

stättige Schneiderin
noch einige Run-
nauer dem Hause.
u. arbeiten unter
an die Exp. d. 3.

hop. Kurfus
ndbrill. Turnen
ndert jed. Alter
ndentl. m.
2.00 3/4. An-
ung täglich
engamnostif
no Reifendorn,
Breitfeldt 117.

erhältener
Gastgeber
Tisch, bill. abg.
tiggerstraße 63 11.

Nr. 3 Sonntag

WOCHENEND=AUSGABE DER NEUSS=GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr. 177 — Sonntag, 2. Juli 1933

Bald.

Es währt noch eine kurze Weile,
dass du durch diese Strasse gehst
hinauf, herab die lange Zeile
und manchmal grüssend stille stehst.

Bald wird der ein' und and're sagen:
den Alten sehen wir nicht mehr,
er ging an kalt und warmen Tagen
doch hier sein Stündchen hin und her.

Es seil' Des Lebens volle Schalen
hab' ich geneigt an meinen Mund,
und auch des Lebens ganze Qualen
hab' ich geschmeckt bis auf den Grund.

Getan ist manches, was ich sollte,
nicht spurlos lass ich meine Bahn;
doch manches, was ich sollt' und wollte,
wie manches ist noch ungetan!

Wohl sinkt sie immer noch zu frühe
herab, die wohlbekannte Nacht,
doch wer mit aller Sorg' und Mühe
hat je sein Tagewerk vollbracht!

Schau um dich! Sieh die hellen Blicke
der Wangen jugendfrisches Blut,
und sage dir: In jeder Lücke
ergiesst sich junge Lebenslut.

Es ist gesorgt, brauchst nicht zu sorgen;
mach Platz, die Menschheit stirbt nicht aus.
Sie feiert ewig neue Morgen,
du steigest fest ins dunkle Haus.

Friedrich Theodor Vischer.



„Am Zolltor“

Nach einem Aquarell von Jakob Wolff.

Rings um das Zolltor.

Unser heutiges Titelbild weckt Erinnerungen aus naher und ferner Zeit; wie es an der Zollstraße auf dem Bilde aussieht, kennen die meisten diese Gegend noch. Als damals der Durchbruch von der Zollstraße zur Oberstraße kam, fielen die alten Häuser den modernen Verkehr zum Opfer, der noch nie viel Pietät bewiesen hat.

Früher aber stand an dieser Stelle das Zolltor, so benannt, weil dort die Straßen aus den Zollstätten der Aemter Hülchrath und Liedberg in die Stadt führten.

Tücking meldet von den Toren der Stadt folgendes:

„Von den fünf Haupttoren der älteren Zeit lagen das Ober- und das Niedertor am südlichen und am nördlichen Ende der Hauptstraße, das Rheintor an der vom Rhein ehemals berührten Nordostecke; unter den beiden Toren an der Westseite führte die „Hantportz“ (Hantort) ihren Namen von der alten Hontschaff Büttgen, deren östlicher Teil, der Hongert, Hungert oder die Huneder Heide, zu Neuß gehörte, das Zolltor von den dort einlaufenden Straßen aus den Zollstätten der Aemter Hülchrath und Liedberg. Die Tore bestanden aus Torburgen mit Türmen,

einem Bollwerk am Brückenkopf und einem aus Schanzpfehlen aufgeführten Außenwerk. Wie das Obertor hatte auch das Zolltor zwei dicke, runde Türme. An den drei anderen Toren war je ein viereckiger Turm.“

Vom Zolltor als „Tor“ wissen die Neußer nicht mehr viel; es ist wie so manche andere Befestigung, und wie so manches andere Bauwerk in Schutt und Asche gesunken; aber das, was nachher auf diesem Boden stand, das war auch noch so etwas wie eine Reliquie vergangener Zeit. Die alten Häuser, die dort bis noch vor Kurzem standen, waren fast ein Ersatz für das alte Zolltor, dessen Namen die Gegend hier ringsum bezeichnete; wäre nicht der Marktplatz, die Gegend rings um das Münster herum der unbestrittene Mittelpunkt unserer Stadt, so würde man ihn hier hin festsetzen dürfen. Denn in diesem Viertel hier gruppiert sich viel Altes und Ueberliefertes an Menschen und Dingen; es ist kein Zufall, daß alte Neußer Heimkehrer, wenn sie aus der Ferne oder gar aus der Fremde in die Heimatstadt zurückkehren, in diesem Viertel eine kritische Umschau halten: in dem Teil der Zollstraße, der Mühlenstraße, der Stadellstraße, der Klarissenstraße und der Michaelstraße.

Aber nun ist es auch hier „modern“ geworden; mit manchem alten „Original“ von Menschen ist manches

Original der Häuser den Weg alles Irdischen gegangen, wobei in bezug auf die Häuser die Menschen zuweilen nachgeholfen haben. Man soll sicher alten Häusern nicht nachtrauern, wenn sie nicht Anspruch auf das Prädikat „historisch“ haben. Aber als dann damals die alten Häuser am Zolltor verschwanden, da ist dann doch ein Stückchen von uns selbst mitabgebrochen worden.

Längst gehen wir, mit ganz anderen Gedanken beladen, zuweilen durch den Durchbruch in die Stadt hinein oder aus der Stadt hinaus, ohne daß wir auch nur einen Funken Wehmut dabei empfinden. Aber wenn wir uns dieses Bild einmal mit ruhigen und bewußt nachdenklichen Augen anschauen, dann fällt uns allerlei ein, was wehmütig und nachdenklich machen könnte. Da wird jeder Neußer seine persönlichen Erinnerungen haben; viele aber werden an den schönen alten Brauch denken müssen, in dem man am Fronleichnamstag von hier aus dem Sanktissimum Bündel von Aehren entgegenruft, — oder an „Ovesch Servaes“, ach, es wird viele Erinnerungen geben, rings um das Zolltor herum. Gedanken und Gestalten werden wach und lebendig, und man merkt es, daß zuletzt die schönsten Erinnerungen doch wehe tun, weil sie eben etwas Unwiederbringbares sind, das sie wecken.

F. H.

Der polnische Ritter.

Eine wahre Geschichte, erzählt von Heinrich Miedel (Berlin).

Es war ein warmer Frühsonnertag des Jahres 1475. Weihevoller Orgelspiel klang gedämpft aus der alten Kirche St. Maria zu Nürnberg. Gelle Sonnenstrahlen hüpften über die moosbewachsenen Dächer und Mauern. Vor der Kirche war die Straße mit großen roten Teppichen belegt und mit den schönsten Blumen aus der Au, blauen, roten, gelben, und Blätterwerk bestreut. Es roch nach Wald, nach Weihrauch und Myrrhen. Die breite Teppichstraße war von einer schier unzählbaren Menschenmenge umfäumt, die in der Kirche keinen Platz mehr gefunden hatte.

Da taten sich die Flügel des großen Mittelportals auf, und die feierlichen Klänge des „Te Deum laudamus“ rauschten plötzlich gewaltig über die Köpfe der Wartenden dahin. Sämtliche Glocken der Stadt schüttelten ihre freudigen Durststöße in die himmelblaue, ganz von Licht durchsichtige Luft. Aus der Kirche heraus trat Herzog Georg der Bärtige von Bayern-Bandshut, am Arm ein wunderhübsches Mädchen, eine polnische Prinzessin, ihm loeben zur Gemahlin angetraut. Ihr Kleid war ganz von glitzerndem Goldstoff, und das Haupt trug eine Krone von Perlen und Edelsteinen.

Und gleich hinter dem Brautpaar schritt der deutsche Kaiser selbst, Friedrich der Dritte, mit glänzendem Gefolge einher. Der Zug ging nach dem Roten Haus, zu festlichem Mahl und Tanz.

Am nächsten Tag begann das Turnier auf dem Ager am Fuße der Burg. Als erster sprengte ein polnischer Ritter, der Woiwode von Lublin, in die Arena, reichgeschmückt, selbst die Hufe seines Pferdes waren mit Silber beschlagen. Gras und Erde wirbelten auf, als das mächtige Ross, aus dem der außerordentlich breitschultrige Mann zunächst eine Parade- runde ritt, ausgriff. Unter dem goldschimmernden Helm, dessen Visier noch aufgeschlagen war, schienen unnahbar stolze Augen hervor.

Hundert Trompeter und Pfeifer schmetterten darauf los, als der Pole an der Tribüne vorbeiritt, auf welcher der Kaiser mit seinem Sohn Maximilian, fünf Erzbischöfe, sechzehn deutsche Fürsten, vierzig Reichsgrafen, viele Gesandte fremder Länder und ein Kreis schöner Frauen Platz genommen hatten.

Auf ein Zeichen brach die Musik ab, und hervor trat mit gewichtigem Schritt ein Herold. Er verkündete den Versammlung eine Herausforderung des Polen: der Ritter sehe zweitausend Gulden ins Gewand gegen jeden, der ihn aus dem Sattel heben könne.

Stimmen und Totenstille zunächst ringsum. Die deutschen Ritter kämpften auf ihren Turnieren nicht um Geld, sondern um die Ehre. Ein derartiges Kampfangbot, noch dazu um eine solche Summe, war was ganz Ungewöhnliches.

Herausfordernd blickte der Pole in die Runde. In seinem Blick schien die höhnische Frage zu lauern, ob vielleicht niemand den Mut hätte, mit ihm zu kämpfen. Einige junge deutsche Ritter erklärten sich zum Gang bereit. Man mußte um die Reihenfolge losen.

Krachend führten die schweren Panzen auf die Harnische. Jähres Eisenholz splitterte, Eisen klirrte und knirschte, Rösse schnaubten. Der Deutsche fiel hintenüber. Der Pole sah, wie ein Klop.

Weiter. Der Nächste. Auch dieser fiel aus dem Sattel. Nach einer halben Stunde waren fünf deutsche Ritter — und wahrhaftig keine Schwächlinge — ins Gras geworfen. Der Woiwode sah wie angelchmiedet auf seinem ungefügen, schweißbedeckten Tier. Er schien unbeflegbar. Zehntausend Gulden hatte er schon gewonnen.

Bekümmerten Gesichts sah der Kaiser auf dies Schauspiel. Ein Trauerspiel für die Ehre der deutschen Ritterchaft schien's fürwahr. Sollte denn keiner von ihnen fähig sein, sich dem Polen ebenbürtig zu erweisen? Keiner? Friedrich sah sich ernst und fragend um.

Da sprach der in seiner Nähe sitzende Herzog Christoph von München, ein nicht mehr ganz junger Mann, plötzlich auf und verlangte nach seinem Streikort. Und als man die riesige Gestalt des Reden sich erheben sah, schien eine letzte Hoffnung in aller Augen zurückzukehren.

Herzog Christoph prüfte die Panze, prüfte Riemen und Sattelgurt und klopfte seinem getreuen Pferd losend auf den schlanken Hals.

Tusch der Musik. In der Luft lag es wie eine finstere drohende Entscheidung. In den erzgeköpften Zügen Christophs stand geschrieben, daß er für den Kampf seines Lebens gerüstet sei und die Schande, von dem Polen auf den Sand gestreckt zu werden, nicht ertragen würde.

Die Gegner ritten langsam bis an die äußersten Enden des Platzes, wendeten und trabten los, immer schneller. Schon war es ein rasender Galopp.

Und dann kam der Zusammenstoß. Er erfolgte mit teurer Wucht, daß selbst viele der an manchen harten Strauß ge-

Aus dem Unwissen.

Skizze von Otto Rönig.

Sie lichten einander. Das ist nicht weiter erschütternd und kommt bekanntlich alle Tage vor. Hans Bender aber und Hilde Stein meinten, die ganze Welt müßte jetzt auf sie und ihre Liebe aufmerksam werden und sich darüber freuen. Weil das die Welt aber nicht tat, sondern sich, von den nächsten Verwandten abgesehen, überhaupt nicht um die Sache kümmerte, so erlebten sie ihre erste Enttäuschung.

Die zweite Erkenntnis, zu der sie nach wenigen Wochen ihres jungen Glückes kamen, war noch niederdrückender: Sie hatten kein Geld zum Heiraten. Daß es tausend anderen nicht besser ging, wußten sie scheinbar nicht. Oder sie wollten es nicht wissen. Denn sonst hätten sie nicht traurig sein können, und ein wenig Traurigkeit gehört doch zu jedem verliebten Glück. So ließen sie die Köpfe hängen. Hilde weinte ein wenig an Hans' Benders Schulter, und sie waren beide selig und unglücklich zugleich in dem Gedanken, ob ihrer Liebe bald zu müssen.

Hans Benders Vater sah die Sache nüchterner an. Er mochte das Mädchen leiden, das sein Sohn sich gesucht hatte, aber was sollte werden, wenn die beiden des dummen Geldes wegen Jahre aufeinander warten mußten? Keine, trotz aller Widerstände nicht erlahmende Liebe nahm sich in Romanen sehr schön aus. Das Leben aber kümmerte sich nicht um überlaufende Tränenbrühen. Es riß die Liebe oft auseinander. Und darum hatte Vater Bender Sorgen.

Da geriet das Schicksal auf jenen sonderbaren Einfall, um den mancher Schriftsteller es beneiden wird. Herr Bender stand eines Tages in seinem kleinen Speisewarenladen, den er seit vierzig Jahren schlecht und recht führte. Ein Mann in den fünfzigern trat ein. Er schien ein wenig verlegen zu sein. Er war gut und einfach gekleidet, so daß man fast hätte meinen können: ein verachteter Bettler. So klang auch beinahe die Einleitung: „Rann... kann ich Sie einmal ungekört sprechen?“ Herr Bender griff nach der Tabakdose, als wollte er einen Pfennig herausholen. „Nein, nein!“ meinte der Fremde hastig und verlegte ab. „Ich will Sie nur sprechen. Ich muß Ihnen etwas mitteilen, etwas Wichtiges.“ Der alte Kaufmann ließ ihn in sein Hinterfüßchen treten.

Der Fremde war etwas erwartungsvoll. Herr Bender, Sie erkennen mich sicher nicht wieder. Mar Heller heiße ich. Wir wohnen früher da drüben, als Junge habe ich oft bei Ihnen eingekauft, als Sie hier den Laden aufgenommen hatten. Einmal schickte mich meine Mutter, für fünfzig Pfennig Butter zu holen. Im Laden suchte ich nach dem Geld, und ich heulte wie ein Schöpfunghund, weil ich es nicht finden konnte. Da sagten Sie, ich sollte das Brüllen lassen und Sie wollten mir die Butter schenken, damit ich zu Hause keine Prügel bekomme. Aber wenn ich das Geld finden würde, so müßte ich es natürlich als anständiger Bengel bei Ihnen abliefen. Ich habe das hoch und heilig versprochen und bin mit meiner Butter davon gerannt, selig darüber, daß ich keine Schläge bekam.

Als ich aber am Abend meine Schutze auszog, da fand ich die fünfzig Pfennig in einem von ihnen. Ich hätte sie abliefern müssen. Ich habe es nicht getan. Mir kam es zu verlockend vor, einmal fünfzig Pfennig besitzen zu dürfen. Schließlich legte ich die fünfzig Pfennig in Süßigkeiten an, die ich in der Baute mit Gewinn an meine Schulkameraden verkaufte. Das Geschäft machte mir Spaß. Es war der Lustakt zu vielen anderen außerhalb der Schule. Die Fremde wurde mir frei-

wohnten Zuschauer Überraschungsschreie ausstießen. Er war, als wenn zwei Urweltwesen aufeinandergeprallt wären.

Da geschah das, von niemand auch nur geahnt, was den schwer auf allen lastenden tödlichen Ernst dieses letzten grim-migen Stedens plötzlich in eine befreiende Burleske veränderte. Der Speer des Polen zerbrach an der gepanzerten Brust Herzog Christophs. Der Ritter selbst flog gleich zwei Mannes-längen hinter seinem Ross zur Erde, und es zeigte sich, daß er mit mehreren breiten und starken Riemen, die Christophs gewaltiger Stoß auseinandergerissen hatte, an dem Sattel festgeschmalt gewesen war.

Das Gelächter, das da aus rauhen Kriegerkehlen und Frauenmündern über den Platz erscholl, ist nicht zu beschreiben. Man bog sich förmlich und unförmlich auf den Rücken. Der Pole wurde von seinen Knappen halb bewußlos vom Kampfplatz getragen und verschwand unauffällig.

Ich ein wenig durch den Gedanken verärgert, daß der Grund-stoß zu diesem Handel nicht ehrlich erworben war.

Dann brannte ich von der Schule und von zu Hause durch. Ich glaube, das verdiente Geld trug zu einem Teil Schuld daran. Es hatte mein Selbstbewußtsein gestärkt, so daß ich — aus irgend einem Anlaß — hatte ich Prügel bekommen — glaube, ich könnte mich selbst durchs Leben schlagen. Ich habe es auch getan. Mit zweiundzwanzig Jahren hatte ich schon mein eigenes Geschäft. Mit dreißig Jahren war ich ein wohlhabender Mann. Und immer verdiente ich noch mehr dazu: immer schien es, als läge mir der Teufel der Gewinnsucht auf dem Nacken und trieb mich ruhelos weiter von einem Geschäft zum anderen.

So kam ich nicht dazu, meinen Wohlstand, bald mußte ich sagen Reichtum, zu genießen. Immer war diese Ruhelosigkeit in mir. Ich wollte Frieden finden, eine Familie gründen. Doch ich hatte keine Zeit dazu. Immer, wenn ich daran dachte, kam etwas dazwischen. Es war kein Zufall mehr. Es mußte Fügung sein.

Da dachte ich wieder an das Geld, das ich Ihnen nicht zurückgegeben hatte, an die fünfzig Pfennig. Sie waren mein Unglück, weil sie die Schuld an meiner Unruhe trugen. Tausendmal nahm ich mir vor, Ihnen das Geld zu schicken. Ich tat es aber nicht. Denn die fünfzig Pfennig waren ja auch mein Glück, auf dem ich mein Vermögen aufgebaut hatte. Würde ich sie hergeben haben, so müßte ich bekennen, daß alles, was ich besaß, unredlichmäßig erworben war. Herr, ich bin ein unglücklicher Mensch!

Der alte Bender kratzte sich den Kopf. Er wußte im Augen-blick nichts Anderes zu tun. Dann meldete sich plötzlich der Kaufmann bei ihm. Er sagte sich aus Rinn und sagte tief-sinnig: „Nehmen wir eben an, Herr Heller, ich hätte Ihnen die fünfzig Pfennig damals geliehen. So können Sie mir das Geld heute mit Zins und Zinseszinsen zurückgeben, und Ihre Gewissen ist nicht bedrückt. Das macht rund vier Mark aus. Ich stelle Ihnen eine Quittung darüber aus, und alles ist in Ordnung.“

Der merkwürdige Schuldner sagte nichts dazu. Er schloß sich heimlich ein paar Markstücke aus der Tasche, legte sie auf den Ladentisch, wartete auf die Quittung, steckte sie zu sich und... mußte nicht recht, was er machen sollte. Schließlich bot er Herrn Bender zögernd die Hand, und dann verließ er schnell den Laden. Und doch glaubte der alte Bender noch feststellen zu können, daß sein Geschäft nicht volle Befriedigung ausdrückte.

Nebsther ging es dem Speisewarenhändler ähnlich. „Ein Zwiebalt war in seiner Seele. Auf der einen Seite rief ihm eine Stimme zu: „Hättest Du nicht für Deinen Jungen etwas herausgeschlagen können aus diesem Menschen, der förmlich darum bettelte, von einem Teil seines Reichtums erlöst zu werden?“ Auf der anderen Seite sagte er sich: „Mir stand nicht mehr zu als die vier Mark, die ich genommen habe.“ Ganz wohl war ihm bei diesen Gedankenanklagen nicht, und er wollte seinem Jungen gegenüber den Vorfall verschweigen. —

Er konnte es aber nicht. Denn wie Tage später erhielt er einen Brief: „Die von Ihnen gekundene Lösung hat mich nicht beruhigt. Durch eine Auskunft habe ich erfahren, daß es Ihnen nicht gut geht, daß Ihr Sohn nicht einmal heiraten kann. Ich bitte Sie händerehend, nehmen Sie den einliegenden Scheck über 50 000 Mark und befreien Sie mich von meinem schlechten Gewissen!“

Als das Brautpaar den Brief las, den der alte Bender ihm gegeben hatte, sagte es wie aus einem Munde: „Vater, Du wirst doch dem Mann nicht den Schmerz antun und das Geld zurückweisen!“

BLITZ Roman eines Wolfshundes

von H. G. Everts
Copyright 1927 by Georg Müller Verlag
A.-G., München — Printed in Germany

NR. 13

Das Mädchen streckte ihm die Hand entgegen:

„Kinnen hat mir erzählt, daß alle Welt Ihnen gut ist“, sagte sie. „Nun versuche ich, warum. Und seien Sie versichert, noch nie war mir ein Geschenk so lieb und teuer wie dieses!“

„Ihre Freude entschädigt mich reichlich“, erwiderte er herzlich.

„Und wie dankbar bin ich Ihnen, daß Sie zu mir sprechen — anstatt mich auszufragen. Sie werden nicht bezweifeln, daß meine Anwesenheit hier bestimmte Gründe hat, die ich Ihnen so gern verraten wollte, wenn ich nur dürfte. Dost weiß ich auch schon, wie Sie mir helfen könnten, falls Sie noch immer diese Absicht haben. Wenn Sie so lange in dieser Gegend bleiben, bis Vater Kinnen kommt, so schicken Sie ihn zu mir. Ist das zu viel verlangt?“

„Ich hatte ohnehin die Absicht, einige Meilen von hier mein Lager aufzuschlagen“, lächelte er. „Sie verlangen von mir, was ich auf jeden Fall getan hätte. Nur eine Frage gestatten Sie mir!“

„Sie nicht zustimmend.“

„Wenn ich hier bleibe — wie soll ich Sie nennen, zur Erleichterung des Verkehrs natür-lich!“

„Ich wünschte nicht, daß Sie meinen Namen erfahren“, erwiderte sie offenherzig. „Zu-mindest nicht den vollen. Einer der Gründe, warum ich hierher kam, ist — vergessen zu werden, wer und was ich bin! Deshalb mag ich auch meinen Namen nicht hören, doch — zur Erleichterung des Verkehrs — Betty heiße ich! Es ist der Teil meines Namens, den ich noch

hören mag. Rufen Sie mich Betty, wenn Sie es unbedingt haben wollen!“

„Ich danke Ihnen“, sagte Moran. Er nahm seine Decke auf. „Ich will mich draußen niederlegen.“

„Wenn das Wetter schlecht wird, kommen Sie herein“, sagte sie ausdrücklich. „Man muß jeder Situation Rechnung tragen und ich bin durchaus nicht prüde. Gute Nacht!“

Moran merkte, daß nicht die geringste Spur von Kolerik in dieser Erlaubnis lag, sie beim Vornamen zu rufen. Sie mußte tiefere Gründe sein, weshalb sie sich heute, ihren vollen Namen zu verraten. War dieses Geheimnis einmal aufgedeckt, so würde auch alles andere verständlich sein.

Raum hatte er keine Decken ausgebreitet, als ihn ein plötzlicher Schauer überfuhr. Ein Schrei drang aus der Schlucht, der Vobolchrei, die ent-nervendste unter allen Stimmen der Wildnis. Sie brach sich an den Wänden der Schlucht und langsam verhallte das schauerliche Echo. Moran hörte, wie das Mädchen ihm mit leiser Stimme aus der Hütte rief:

„Glauben Sie noch immer, daß Bliz einen solchen Schrei von sich gibt?“

„Ohne Zweifel, das war Bliz — niemand anderes!“

„Ein so lieber Hund — und dieser entsehlende Ruf“, staunte sie. „Doch nun, da ich weiß, daß es nur Bliz ist, brauche ich nicht mehr zu schaudern, wenn ich es wieder höre.“

Moran lachte leise. „Sie täuschen sich“, sagte er. „Und wenn Sie tausend Jahre leben und Nacht für Nacht diesen Ruf hören, es wird

doch immer gleich bleiben. Wenn Sie auch keine Furcht empfinden, der Wolfshauer wird Sie jedesmal von neuem paden.“

Zum erstenmal seit ihrer Ankunft unterließ es das Mädchen, die Türe bei Nacht zu verriegeln. Sie ließ sie angelehnt — ein stiller Beweis ihres unbedingten Vertrauens zu Moran.

Eine halbe Stunde später stieg eine kalte Schraube an Morans Hand. Bliz schnupperte ein wenig und ging dann hinein zu dem Mädchen. Er streckte sich auf dem Fußboden aus und legte sein Kinn auf die Kante der Schlafbank während Betty seinen Kopf streichelte.

„Bliz“, flüsterte sie, „Bliz! Hätte es nicht ein Mann sein können, wie dieser da draußen — wie Elart Moran?“

Nach einem Weichen schloß Bliz wieder hinaus und lauerte sich neben Moran nieder.

„Du alter Räuber“, begrüßte ihn Moran, „hast mir eine schöne Geschichte eingebrockt! Du, ich glaube, ich habe die Richtige gefunden, ich fühle es Bliz! Und ist sie nicht prachtvoll schön? Hast du je ein Mädchen gesehen, das sich mit ihr vergleichen ließe. Was denkst du, Freund Bliz?“

Bliz dachte nichts, er war nur ungeheuer aufgebracht. Nichtsdestoweniger fand er seine Ruhe und den größten Teil der Nacht verbrachte er damit, geschäftig und aufgeregter zwischen Betty und Moran hin und her zu pendeln.

Dreizehntes Kapitel.

Moran sah auf einem vorspringenden Felsen oberhalb der Schlucht und suchte mit seinem Felsfleder die Gegend ab. Plötzlich erschien Bliz neben ihm, verweilte einige Minuten, um sich dann eben so plötzlich, wie er gekommen war, wieder davon zu machen. Bevor er ganz hinter dem Felsen verschwand, zögerte er einen Augen-blick lang und warf noch einen Blick auf Moran zurück.

„Armer Bliz, wirst bald mager wie ein Skelett sein, wenn du's nicht aufgibst, mit mir und Betty zugleich in Fügung zu bleiben“, lachte Moran. In kaum einer Stunde hatte Bliz viermal den Weg zwischen der Hütte und der Felsenhöhle zurückgelegt. „Diesmal könntest du sie doch mitbringen“, sagte er hinu. „Sie verpaid uns ohnedies ihren Besuch.“

Es war eine halbe Stunde später kam Bliz wieder, nun in Begleitung des Mädchens.

Moran trat mit ihr an den Rand des Felsenvorsprungs, der wie ein kleines Vorgebirge über der Tiefe der Schlucht hing. Ein weißes Meer von Hügeln entrollte sich vor ihren Augen, am Horizont die fahlen, sturmgewölhten Bergespitzen, tief unten an den Ufern die grünen Wälder, eingerahmt von Fichten, aus deren Dunkel das blass Grün der Eichen aufschimmerte.

Bliz war endlich beruhigt. Die zwei waren wieder beisammen! Lang ausgefressen lag er auf dem Boden und, den Kopf zwischen den Vorderbeinen, lagte er gleich den beiden forschend in die Ferne hinaus.

„Heute schon tüchtig gelaufen, um mit uns zweien in Verbindung zu bleiben“, sagte Betty, neigte sich herab und ließ ihre Finger liebevoll durch das Fell des Hundes gleiten. „Beachten Sie doch den Ausdruck seiner Augen, der in seiner Klugheit ganz und gar menschlich wirkt. Er versteht sicherlich jedes Wort, das wir sprechen. Nicht wahr, Bliz?“

Ein freudiges Webeln war seine Antwort. „Sehen Sie, Moran!“ rief sie aus. „Da haben wir gleich den Beweis!“

Moran lächelte topfschüttelnd. „Sie begehen den gewöhnlichen Fehler und fallen aus einem Extrem ins andere“, sagte er. „Entweder hält der Mensch das Tier für ganz unvernünftig oder er schreibt ihm ein Übermaß an Intelligenz zu. Bliz versteht kein einziges Wort, außer den wenigen, die er durch häufiges Hören mit bestimmten Dingen in Verbindung

Rna

Ja, das geschiede Miesmoor arbeitete Sparsasse paßt Geldinstinats. Gsel, und ich e niemand den g manchmal drei Nordwestdeutsch Jahren aber w ternehmen sein; wachsende Stad dort, wo vor z flächen des offi Nacht graben vi Bagger den To Kessel des Grob die Treibhäuser. Tag werden la man sie bisher r

Gewiß, es g gehen Kraftstet Etrum verschid Autos würden sturbahnen gebi auf kleine Drai zu den Arbeitsst

Unterlags ist draußen bei den Baggern, bei de häufter gebaut, heute schon find Holland, in Sta hin werden scha

Winter, Tag u Wärme bekom alles rechnet m alles rechnet m die Kräfte in Wi

Nun, an der schien unsere V gen. Gennings wollte erst gegen noch dazugewie, schrieben.

Knapp vor z sehr gut. Ein Konto eröffnet. Unsere Bank

niedrige Schranz tischen trennte. Nun, der Mo

auffah, blidte i zwei graue Aug Alles ging wah offen gewesen. d der Fremde nebe

Tafel, stopfte e Ich bin nicht als die meisten a Der Mann schied Revolver in den er losstrachten wie

Wir hatten tungen hätten s es mit ansehen, diese Rasse war

Kette gesehen, an mir, den Saie zu In Augenblicke

der Umwelt zu lassen. Ich muß die alle Arbeit a

Wachen in dem dient und einm Immer wieder s dabei sah der d

Gefängnis fäme men? Auto fan

zu bringen gel

schonlich sein

bies nichts ge

hoff man behau

mangelte, weil

stänbnis für un

ich glaube, er

untergekommen

„Das ist aus

ge bei. Mora

ferne auf den

Ausschluß über

Intelligenz gebe

Die Erklärung

hien“, antwort

flügelte Tier au

die bis heute n

rum ist es nicht

von dem seigen

Wirksamkeit z

hört. Es ist un

Knapp entkommen

Ja, das geschah also, während ich in der kleinen Bank von Wiesmoor arbeitete. Bank ist eigentlich zu großartig gesagt. Sparkasse paßt besser: winziges Büro, kleinste Filiale eines Geldinstituts. Wir waren nur zu zweit dort: Hennings, der Chef, und ich eben . . . Und Kunden? Manchmal kam gar niemand den ganzen Tag lang, manchmal waren es zwei, manchmal drei der Gärtner, die sich hier rings um die großen Nordwestdeutschen Kraftwerke angesiedelt hatten. In ein paar Jahren aber wird das kleine Bankbüro ein bedeutendes Unternehmen sein; denn Wiesmoor ist wohl die am schnellsten wachsende Stadt Deutschlands, eine Siedlung voll Zukunft. Dort, wo vor zwei Jahrzehnten sich noch die endlosen Oedflächen des ostfriesischen Moors hinzogen, mitten in dem großen Gebiet zwischen Jade und Ems liegt Wiesmoor. Tag und Nacht graben riesenhafte, eigens für diese Hochmoore gebaute Bagger den Torf weg, der gutes Ackerland verbirgt und die Kessel des Großkraftwerkes von Wiesmoor heizt dadurch all die Treibhäuser, in denen hochfeszige Lampen die Nacht zum Tag werden lassen und Tomaten und Gurken wachsen, wie man sie bisher nicht kannte.

Gewiß, es gibt noch keine Straßen hier. Strahlenförmig gehen Kraftleitungen ins Land, in alle Richtungen wird Strom verschickt, aber Wege gibt es noch keine. Wagen und Autos würden im Moor versinken. So hat man Schmalpurbahnen gebaut in diesem Land ohne Straßen und Segel auf kleine Draisinen gesetzt. Der Wind bläst die Menschen zu den Arbeitsstätten.

Unterwegs ist Wiesmoor ausgetrocknet. Alle Männer sind draußen bei den gewaltigen Torfschneidemaschinen, bei den Baggern, bei den Bodenrättern. Überall werden neue Glashäuser gebaut, neue Anlagen mit Sortiermaschinen. Denn heute schon sind ja die Wiesmoorfrüchte in England und in Holland, in Skandinavien und der Schweiz berühmt, überall hin werden schon die Tomaten geschickt, die Sommer und Winter, Tag und Nacht das gleiche Licht und die gleiche Wärme bekommen. Alles hier ist auf Zuwachs berechnet; alles rechnet mit den Millionen, die noch im Moor liegen; alles rechnet mit Aufbau und Entwicklung. Man lacht über die Krise in Wiesmoor.

Nun, an dem Tag, als diese dumme Geschichte geschah, schien unsere Bank überhaupt mitten in einer Wüste zu liegen. Hennings hatte neue Siedler draußen aufgelockert, er wollte erst gegen vier Uhr zurückkommen. Kein Mensch war noch dagewesen, den ganzen Tag lang hatte ich Briefe geschrieben.

Knapp vor zwölf Uhr kam dann also der Fremde. Er sah sehr gut aus. Wohl ein neuer Ingenieur, dachte ich, der ein Konto eröffnet . . .

Unsere Bank bestand aus einem einzigen Raum: ziemlich niedrige Schranke, die den Kunden von unseren zwei Schreib-tischen trennte. Die standen in Böden mit Gitterfenstern.

Nun, der Mann sprach nichts. Als ich von meiner Arbeit aufhob, blickte ich in einen sehr modernen Browning und in zwei graue Augen, die schmal und hart und grauam waren. Alles ging wahnsinnig schnell. Die Tür meines Käfigs war offen gewesen. Bevor ich noch recht wußte, was geschah, stand der Fremde neben mir, hatte er meinen Dienstrevolver in der Tasche, stopfte er sich Banknoten in die Hosentasche . . . Ich bin nicht heldenhafter und wahrscheinlich nicht feiger als die meisten andern. Aber was hätte ich schon tun können? Der Mann schien zu allem entschlossen. Er preßte mir seinen Revolver in den Bauch und ließ keinen Zweifel darüber, daß er loszuziehen würde beim geringsten Zeichen von Widerstand. Wir hatten nie sehr viel Geld hier, teure Schutz-einrichtungen hätten sich in Wiesmoor kaum gelohnt. Ich mußte es mit ansehen, wie der Bandit die Kasse austräumte. Gewiß, diese Kasse war verschlossen. Aber schon hatte der Fremde die Kette gelassen, an der ich meine Schlüssel trug, schon befahl er mir, den Safe zu öffnen. . . .

In Augenblicken wie diesen scheint das Hirn losgelöst von der Umwelt zu arbeiten. Ich konnte keinen klaren Gedanken fassen. Ich mußte immer wieder an die Sträflinge denken, die alle Arbeit auf der Domäne von Wiesmoor tun, an die Wachen in dem roten Backsteinbau, der jetzt als Gefängnis dient und einmal das Herrenhaus des Gutes sein wird. Immer wieder sah ich den Banditen im Moor arbeiten. Und dabei sah der durchaus nicht aus, als ob er gerade aus dem Gefängnis käme. Wie er wohl denkt, von hier fortzukommen? Auto kann er doch keins dahaben . . .

zu bringen gelernt hat. Sie verstehen wahrscheinlich kein Wort schieflich und doch besagt dies nichts gegen Ihren Verstand. Ebenfalls darf man behaupten, daß es Blyth an Intelligenz mangelt, weil er nur das beschränkste Verständnis für unsere Sprache hat. Im Gegenteil, ich glaube, er ist das klügste Tier, das mich je untergekommen ist."

"Das ist auch meine Überzeugung", stimmte sie bei. "Moran, Sie geben doch den Dingen gerne auf den Grund und können mir gewiß Aufschluß über die Quelle dieser erstaunlichen Intelligenz geben."

Die Erklärung liegt in seinem Copotengehirn", antwortete Moran. "Der Copote ist das klügste Tier auf Erden. Das ist eine Tatsache, die bis heute noch nicht genug bekannt ist. Darum ist es nicht zu verwundern, daß man sooft von dem feigen Copoten spricht, während er in Wirklichkeit zu den verwegenen Räubern in gehört. Es ist unmöglich, ihn auszurotten. Dieses Völkchen ist heute zahlreicher als vor zehn Jahren, denn es ist in erstaunlichem Maße anpassungsfähig. Einst bewohnte es nur das Präriegebiet, seither hat es sich vergrößert, vergrößert, daß man es auch in allen westlichen Gebirgen hier findet. Gegen Norden haben sie ihre Jagdgebiete bis Britisch-Columbia ausgedehnt, gegen Osten bis Michigan. Es wird nicht lange dauern und man wird ihr Auftauchen auch in den Staaten von Neu-England und sogar im Gebiet des nördlichen Polarkreises melden können. Ich bin sicher, daß meine Prophezeiung in Erfüllung geht. Allen widrigen Umständen zum Trotz haben sie sich ständig vermehrt. Man hat ihren Pelz teuer bezahlt, man hat ein beträchtliches Schußgeld auf sie ausgesetzt, ihr schlaues Gehirn hat aber alle diese Widerstände besiegt. Und ein solches Gehirn hat auch Blyth."

"Und trotzdem bezweifeln Sie, daß er unsere Worte versteht?"

"Ich weiß es und will es Ihnen auch beweisen. Er hat es heute ein hundertmal gehört,

wie ich Sie Betty rufe, und doch hat diese häufige Wiederholung ihn nicht dahin gebracht, mit diesem Wort mehr zu verbinden als mit irgendeinem anderen, das ich im Gespräch mit Ihnen öfters gebrauche. Andererseits aber verknüpft sich für ihn mit dem Wort Moran die deutliche Vorstellung meiner Person. Ich will es Ihnen sofort zeigen."

"Er rief den Hund an und zugleich sah Blyth zu ihm auf. Absichtlich wiederholte er öfters das Wort Betty, der Hund blühte ihm verwirrt und verständnislos an. Er bewegte den Kopf von einer Seite zur anderen, er spitzte die Ohren und bemühte sich zu verstehen. Seine Aufmerksamkeit hatte sich völlig auf Moran konzentriert, dem Mädchen schenkte er keinen einzelnen Blick."

"Nun versuchen Sie es", wendete sich Moran an Betty.

Sie richtete einige Worte an Blyth und so gleich bewies er ihr gegenüber dieselbe gespannte Aufmerksamkeit, wie vorher für Morans Worte. Deutlich sprach sie zweimal das Wort Moran aus, Blyth wandte sofort den Kopf und blickte nach seinem Herrn."

"Sie haben recht", rief sie aus. "Es ist doch wunderbar, wie Sie sich auf ihn verstehen!"

"Er ist physisch außerstande, die Sprache der Menschen zu sprechen und das macht ihn auch geistig ungeeignet, sie zu verstehen. Nur durch häufige Wiederholung eines Wortes kann sich eine Gedankenverbindung bei ihm einstellen. Aber die Modulation der Stimme vermag er richtig zu deuten und ebenso den Gefühlsgehalt unserer Worte. Gewiß ist er intelligent genug, jedes Kunststück oder jede Arbeit zu erlernen, die innerhalb der Grenzen seiner physischen Fähigkeiten liegt. Jede solche Bestien müßte ihren Ausgangspunkt von irgendeiner Grundtatsache nehmen, die ihm bereits bekannt ist, und von da aus müßte man schrittweise weitergeben. Zum Beispiel könnten wir ihn leicht dahin brin-

Der Überfall von Wiesmoor.

Erzählt von Anton C. Zischla.

Blyth schnell dachte ich an all das, aber kein noch so blasser Gedanke an ein Mittel, mich zu wehren, drang mir ins Hirn. Ich stand jetzt vor dem Safe, um es aufzulockern. Blyth hörte ich rasch, eindringlich die Stimme des Banditen: Kein Wort, keine Bewegung, die ihn verraten könne, sonst sei ich ausgeblasen wie ein Licht. Schon war der Gauner in der leeren Vor-Hennings. Er ließ das Schiebefenster, das sie vom Kundenraum trennte, herab, verschob den Vorhang, der sie von der meinen trennte, ein wenig. Ich konnte gerade noch den Lauf seiner Pistole sehen, die auf mich gerichtet war, die keine zwei Schritte von meinem Schreibtisch auf mich zielte. Dann kam schon Plante bei der Tür herein, der Radiohändler von Wiesmoor.

Plante kam einzeln. Kein Bargeld zum Glück. Nur drei Schecks. Ich versuchte ihn aufzuhalten. Sprach von diesem und jenem. Er fragte nach Hennings. Ich log, daß er jeden Augenblick kommen müßte. Was ich gehofft hatte, geschah: Plante sagte, er würde auf ihn warten . . . Störte mich wohl nicht?

Er setzte sich und begann eine Zeitung zu lesen. Ich hatte zuerst auf die Empfangsbefähigung einen Hilferuf schreiben wollen. Aber der Bandit war zu nah, er hätte es lesen können und wohl kaum geögert, uns alle zwei umzubringen . . .

Plante redete noch über dies und das. Dann schwieg er. Dann schwieg ich. Die Minuten verrannen. Er würde wohl bald gehen. Hennings kam frühestens um vier.

Ich sah vor meiner Schreibmaschine, machtlos, gefangen, ein Tier in der Falle. Und dann also hatte ich den Einfall . . . Ich drehte die Maschine ein wenig, gerade genug, daß der Bandit nicht lesen konnte, was ich schrieb. Und dann . . .

Plante, der Radiohändler, war bei der Marine gewesen. Alles kam jetzt darauf an, ob er damals schon sich für Telegraphie interessiert hatte, ob er Morse verstand.

Wir im Feld mit den ersten, wenig vollkommenen Apparaten. Ich hatte gelauscht über den ewigen Drill, später dann, als sendeten.

Ich sah vor meiner Schreibmaschine und tippte lang, kurz, lang kurz, hatte die Punkte, imitierte die Striche mit der Spezialtaste.

Plante las seine Zeitung weiter. Ich tippte noch einmal meinen Hilferuf. Wenn der Mann es nur verstand. Wenn er sich nur nicht verirrt.

Endlose Minuten vergingen wieder. Zweimal hustete, wenn Sie verstanden haben! tippte ich. Plante faltete seine Zeitung zusammen. Er stand auf. „Ich kann nicht auf Hennings warten“, sagte er. „Komme morgen wieder vorbei.“ Ein paar Redensarten noch, Plante ging zur Tür. „Bis morgen also“, sagte er noch. Und hustete zweimal, hustete laut und trocken.

Noch konnte alles schief gehen. Wenn der Bandit die wirren Schriftzeichen auf meinem Papier sah, wenn auch er . . . Er sprang aus seinem Versteck. Miß mich zur Stahlkammer hin. Ich sperrte auf. Zeit gewinnen, nur Zeit gewinnen!

Der Bandit schob das Geld in seine Taschen. Er band mich an einen Stuhl, sperrte die Tür zu, ließ die Rolläden herab . . . Mittag. Kein Mensch würde sich wundern. Nun, natürlich hatten sie ihn bald. Plante war rasch gewesen. Hatte die ganze Gegend alarmiert.

Ich wurde in die Hauptanstalt verlegt. Der Bandit bekam sechs Jahre, denn obwohl Wiesmoor die amerikanischste Stadt Deutschlands ist, liebt man amerikanische Verbrechermethoden kaum. Und er wunderte sich wohl heute noch, wie es mir gelang, Hilfe zu bekommen.

Nahes Gewitter.

Der Sommerabend dümmert vor sich hin Und lauft dem süßen Liebeslied der Grillen, Indessen nun in schwebender und stillen Gewändern tiefe Wetterwolken ziehn.

Stumm steht der müde Wald, er wartet bang. Da ruht vom nahen Berg ein Blick hernieder. Der Grillenschor vergrüßt der leisen Lieber, Und dumpfes Donnern schleicht das Tel entlang.

Josef Robert Harrer.

Sonntagswanderung.

Ueber blumenbunte Matten Schwebend, tanz' ich heit're Ruh. Aus des Buchenwaldes Schatten Trau' der Sonntag auf mich zu.

Glücksumponnen, glückumflehert Schweiß ich durch den blauen Tag. Wie am Bach die Mähle feiert, Feiert, was mich kränken mag.

Mer die lauten Straßen meidet Und des Lebens falschen Schein, Fühlt, daß er vor Glück fast leidet, Dieses Lebens Galt zu sein.

Weiche Laeswiesen hangen An des Bergwaldes gold'nem Grün, Reis hat sich ein Lied gefangen Auf des Sinfiers gremel Blühn.

Weißer Tauben Silberfette Reuchtet über sanftem Feld. Durch träumte kleine Städte Zieht die Sehnsucht in die Welt.

Frida Schanz.

Sumor.

Vom Jirkus.

„Mit meinem neuen Dressurakt, in welchem ein Tiger und ein Schaf zusammen auftreten, habe ich großen Erfolg!“ „Vertragen sich denn die Tiere immer?“ „Oh, Streitigkeiten kommen natürlich manchmal vor . . . Dann laufe ich eben ein neues Schaf!“

Entschuldigung.

Sausfrau zu ihrem Mädchen: „Aber, Marie, wie konnten Sie sich denn nur von dem Schornsteinfeger küssen lassen?“ Marie: „Ja, ich begreife es auch nicht, gnä' Frau, aber plötzlich wurde mir ganz schwarz vor Augen.“ Gjemmel-Dele.

Achtung vor der Leistung.

„Junge, was fällt dir denn ein, an mein Fenster zu spucken! Was würde deine Mutter sagen, wenn sie sähe, daß ich an eure Fenster spucke?“ „Donnerwetter, würde sie sagen, alle Achtung! Wir wohnen nämlich im vierten Stock!“ Litz-Bitz.)

Der Lohn.

„Weshalb grübeln Sie so?“ „Ja, ich brauche jetzt sehr viel Geld!“ „Ich muß jetzt eine hohe Summe Findexlohn zahlen. Meine Tochter hat einen Mann gefunden.“

Nichts zu machen.

„Die Sache ist wichtig“, dringt ein Mann in das Polizeibüro. „Ich habe gestern den Diebstahl meiner Uhr angezeigt. Es war ein Irrtum. Die Uhr hat sich gefunden.“ „Bedauere“, blättert der Beamte in den Akten. „Der Dieb ist bereits verhaftet.“

Wenigstens ein Vorteil.

Aus Indien zurückgekehrt, erzählt der Großwildjäger seiner Frau: „Es war klar, einer mußte sterben — ich oder der Tiger.“ „Ein Glück, daß es der Tiger war“, antwortete sie, „sonst hätten wir nicht diese schöne Divanbede.“

Leokrem

bräunt schneller und verjüngt die Haut DOSE: 90, 50, 22, 15 PF.

Sowohl er Moran aus den Augen verloren hatte, folgte er seinem natürlichen Instinkt, das ihn zu dem Mädchen zurücktrieb. Er eilte schnurstracks zur Hütte. Betty löste die Papiertüte von dem Halsband, las das Briefchen und richtete nach Morans Anweisung lobende Worte an Blyth. Dann befestigte sie das Papier wieder an dem Halsband und wies in die Richtung, wo Moran sich befand.

„Geh, Blyth“, drängte sie, „geh, Moran! Moran! Bring's zu Moran, Blyth! Geh!“ Blyth begriff, daß er hier ebenfalls weggeschickt wurde, er verstand auch, daß sie von Moran sprach, aber den eigentlichen Sinn des Verlonates hatte er nicht erfasst. Wieder folgte er bloß seiner natürlichen Reigung und kehrte zu Moran zurück.

(Fortsetzung folgt).

EINE AUSKUNFT UEBER OFFERTEN-ANZEIGEN

kann niemals erteilt werden. Mündliche und schriftliche Anfragen sind vollständig zwecklos.

Den Stellensuchenden wird dringend empfohlen, den Bewerbungs-schreiben auf Offerten-Anzeigen keine Original-Zeugnisse beizulegen.

Geschäftsstelle der Neuss-Grevenbroicher Zeitung.

Ein Stern und ihr Stern Willst du gesunde Kinder?

Von Dr. G. Ferrer.

„Mein kleiner wird schon gar nicht mehr satt! Ich habe ihm heute ein paar Zwiebäde gegeben und ein paar gequollene Kartoffeln! Und er ist doch erst acht Wochen alt!“ So erzählt Frau Müller oder Frau Schulze. Da, wir Ärzte können wirklich stolz darauf sein, wie weit wir es mit der Aufklärungsarbeit bei sehr vielen gebracht haben! Da wird gepredigt und gemahnt, da werden Vorträge gehalten und Filme vorgeführt, Hundertausende werden für Volksbelehrung aufgewendet, und immer noch trifft man auf derartige Dummheiten, sogar in Kreisen, die sich zu den Gebildeten zählen. Ich kann hier kein Buch über richtige Ernährung schreiben, das verbietet mir leider der Platzmangel. Nur auf einige Punkte möchte ich hinweisen: Das Kind im Säuglingsalter gehört an die Mutterbrust! Die Muttermilch kann durch nichts ersetzt werden! Alle Reklame, die in hochtönender Weise Mittel als „eben so gut“ oder womöglich noch besser anpreist, muß heutzutage als bewusste Täuschung und Betrug gekennzeichnet werden. Von hundert Brustkindern sterben im ersten Jahr nur fünf, aber von hundert Flaschenkindern sterben im Jahre fünfundsiebzig! Hindernisse des Stillens sind viel, viel seltener, als im allgemeinen behauptet wird. Nur dem Arzt steht die Entscheidung darüber zu, ob eine Mutter von der Pflicht des Stillens befreit werden kann; vor allen Dingen haben angeblich gesellschaftliche Verpflichtungen hier unbedingt in den Hintergrund zu treten. Im späteren Kindesalter ist die Frage der Ernährung zwar nicht mehr so wichtig wie im ersten Jahre; immerhin ist sie aber bedeutsam genug. Wir wissen jetzt, daß die Vitamine und ähnliche Bestandteile der Nahrung trotz der geringen Menge unbedingt lebensnotwendig sind. Eine ganze Anzahl

schwerster Störungen sind durch ihr Fehlen zum mindesten mitbedingt. Ich nenne hier vor allem die Englische Krankheit, die durch das Entstehen von mitunter schwersten Knochenschädigungen, Brüchen und Verbiegungen oft das ganze spätere Leben des Betroffenen in traurigster Weise vergiftet und bei Frauen durch schwerste Gebärförderung infolge Veränderungen der Beckenmuskulatur sogar unmittelbar lebensbedrohend wird. Ferner nenne ich den Stomatitis, der in letzter Zeit als Folge der Ernährungsschwierigkeiten bei Kindern besonders häufig aufgetreten ist. Und sicher kommen noch viele andere Störungen — auch im Zusammenhang mit akuten Infektionskrankheiten — in Frage, etwa als Herabsetzung der allgemeinen Widerstandskraft, die mit auf das Konto verfehlter Ernährung zu setzen ist. Kinder haben meist Verlangen nach Süßigkeiten. Gebt ihnen fleischhaltiges Brot, frisches Obst und Gemüse, als Getränk Obstsaft, die ihr selbst aus frischen, rohen Früchten gewinnen könnt. Das ist die beste Möglichkeit, diesen Zuckersüßhunger zu stillen und gleichzeitig werden auf diese Art die zum Körperaufbau unbedingt nötigen Salze zugeführt. Haltet Fleisch den Kindern fern! Streicht von ihrem Speiseteller scharfe Gewürze, scharfe Käse, fettes Fleisch und vor allem jeden Alkohol, jeden Bohnentafel und jeden echten Tee; aber gebt ihnen Milch in jeder Form, auch als Sauer- und Buttermilch, Quark, viel Gemüse und wie schon gesagt, viel Obst. Kuchen, Weißbrot und Süßigkeiten jeder Art sind Verleumdungen, die nur ausnahmsweise und in kleinen Mengen gestattet sind. Alle Abweichungen und alle genauen Ausführungen dieser kurzen Hinweise bedürfen stets ausdrücklicher ärztlicher Genehmigung.

Unser Gesichtsausdruck.

Nicht jedes weibliche Wesen kommt mit einem hübschen Gesicht zur Welt, und wenn diese Gabe verjagt ist, der muß natürlich darauf verzichten, die ihm anatomisch angegebene Gesichtsbildung künstlich umzugestalten. Es braucht indes aus diesem Grunde niemand zu verzweifeln, denn bis zu einem gewissen Grade haben wir es dennoch in unserer Hand, auch ein wenig ansprechendes Neuzug zu verschönern und angenehm zu machen. Was nämlich ein Gesicht schön und angenehm macht, ist im Grunde nicht sowohl die natürliche Bildung der Formen, sondern vielmehr der Ausdruck, der auf ihnen ruht. Der aber ist, wie jeder weiß, nicht entfernt bei allen hübschen Gesichtern ein ansprechender und gewinnender, während diese Zeichnungen dagegen recht vielen eigentlich ungeschönen Gesichtern aufs entscheidende zukommen.

Das rührt daher, daß unser Antlitz bekanntlich einen Spiegel der Seele darstellt. Wer sich so in Zucht hält, daß er die unedlen Seelenregungen wie: Neid, Egoismus, Mißtrauen, Habgier, Hochmut, Mißgunst, Feindseligkeit usw. mannhaft niederzwingt, dem werden diese schlechten Anlagen ihren Stempel nicht aufdrücken können; der Ausdruck seines Gesichtes wird es verraten, daß er dagegen gekämpft und gesiegt hat, daß ein unverdorbenes Gemüt in ihm wohnt. Und zu solch einem harmonischen Wesen fühlt sich naturgemäß jeder hingezogen, mag auch die regelmäßige Schönheit der Gesichtszüge ihm verfallen sein.

Nun aber gibt es eine Reihe von Unarten und üblen Angewohnheiten, die das schöne wohlthuende Gleichmaß, das sich im Angesicht einer edlen Frau ausdrückt, bedauerlich zerstören. Das findet z. B. statt, wo ein junges Mädchen, eine junge Frau in Gesellschaft allzu ausgelassen werden, zuviel lachen, zu flott um sich bliden. Das verleitet ihrem Gesicht und Wesen den Ausdruck von Albernheit und Frivolität, die vielleicht ihrer Seele ganz fern liegen. Oder sie geben ihrer Lebhaftigkeit zu sehr nach, können die Hände so wenig stillhalten wie die Gesichtsmuskeln, ziehen beständig die Augenbrauen in die Höhe, blinzeln mit den Augen, und wenn sie lachen, so verzerrt sie dabei ihr Gesicht bis zur Unkenntlichkeit, während ein ruhiges, natürliches Lachen das Gesicht lieblich und sonnig macht.

Andererseits, die vielleicht ein solch absprechendes Beispiel vor Augen gehabt haben, verschmähen es, auf diese Weise den Anschein der Leichtfertigkeit und Ungegünstigkeit auf sich zu laden, fallen aber dabei in das entgegengesetzte Extrem. Ohne erkennbaren Anlaß zuzeln sie Stirn, fräseln geringfügig oder empört die Lippen, schielen mit finsternen Blicken um sich und ziehen die Mundwinkel immer nach unten. Das ist durch solche Grimassen den Eindruck eines abstoßenden Temperaments hervorzurufen und daß sie sich dabei ebenso ausgeprochen häßlicher machen wie die vorher geschilderten, ahnen sie nicht.

Gutmütigkeit.

Gut sein und weiter nichts, bei Gott, das ist nicht viel; man muß auch tapfer sein, dem Bösen Trotz zu bieten und, ist des Bösen nachstes Ziel

zu herrschen, zu verhaften, daß es herrsche. — Sei nur gut, und wie ein Lämmchen fromm und furchtsam wie ein Hase, so nennt der Böse dich ein treues, gutes Blut und spielt dir auf der Nase.

„Sie ist doch so gut!“ Nur selten hört man diesen Ausruf mit dem Ausdruck ungeheurer, ernster Anerkennung. Meist gefüllt sich ihm ein zweifelhaftes Lächeln, eine halbbedauernde oder überlegene Geste. „Sie ist ja so gut!“ Das heißt: keine ihrer anderen Eigenschaften verdient Erwähnung neben dieser in die Augen fallenden törichtlichen Gutmütigkeit.

Schwächliche, passive Gutmütigkeit trägt mit Unrecht den Namen der Tugend. Sie ist eher eine Temperaments- als eine Charaktereigenschaft und vertritt sich vortrefflich mit Trägheit und Beschränktheit des Geistes, nicht selten sogar mit dem schlimmsten Egoismus.

Sie ist so gut! Sie könnte keinem Tier etwas zu leiden tun, keinem Menschen hart begeben. Dem Bettler, der auf ein teilnehmendes Wort hofft, wirft sie rasch ein Geldstück hin. Wenn er doch recht schnell weiterginge, die Jammergefälle könnte ihr sonst die Stimmung verderben; sie ist ja so weich und gut!

Ihre Kinder wissen es schon: wenn sie nur recht anhaltend und zärtlich schmeicheln, wird ihnen schließlich alles gegeben, auch das Unvernünftige. Gewiß, die ewigen Süßigkeiten und Näsereien bekommen dem kleinen Magen schlecht, der

Arzt hat auch ein strenges Verbot dagegen erlassen, aber — wie rührend die Kinder betteln können — na, dann in Gottes Namen. Ja, sie ist eben so gut!

So kann es kommen, daß die verjüngsten und verjüngsten Kinder einem elenden Leben entgegengehen — weil ihre Mutter zu gut war.

Gutmütigkeit allein, d. h. ohne andere Eigenschaften des Willens und Verstandes, ist durchaus nicht zu loben. Wo nicht eine gewisse Kraft das Rückgrat der Güte ist, wo nicht eine gewisse Klugheit sie berät, da wird Güte zur Schwäche und Einfalt und richtet Unheil an. Ein wahrhaft gutes Herz können nur weise Grundfälle geben, und immer muß Gerechtigkeit mit im Bunde sein.

Das „gute Herz“ im edelsten Sinne wird also dargestellt durch einen gerechten, vergeistigten Willen, gepaart mit christlicher Liebe und Klugheit. Und erst diese wahre Güte macht alles Wissen segensreich und erprießlich.

In diesem Sommer: Einfachen mehr als je!

Wir stehen mitten in der Einfachheit. Die fleißige Hausfrau hat jetzt alle Hände voll zu tun, um die Vorratskammer mit den Früchten des Sommers zu füllen. Bald stehen sie Glas an Glas beieinander: Erdbeeren, Johannisbeeren, Stachelbeeren, Kirschen und was Mutter Erde uns noch alles spendet.

Warum wird überhaupt eingekauft? Wozu macht sich die Hausfrau diese Arbeit? Vielleicht ist es angebracht, hierüber einen Augenblick nachzudenken und sich die Notwendigkeit des Einfachen vor Augen zu führen.

Deutschland liegt in der gemäßigten Zone. Der Sommer ist nur kurz, der Boden bringt im Jahre nur eine Ernte. Im Winter und zu Anfang des Frühjahrs ist er ertraglos. Essen will aber das Volk das ganze Jahr hindurch. Es müssen also Wintervorräte geschaffen werden — eine Kunst, die der Deutsche seit alters her betreibt. Räuchern und Dörren, Essig, Zucker und Salz spielen dabei früher die Hauptrolle.

Ihre Vervollkommenheit fand die Technik der Vorratswirtschaft im Haushalt, als der Sterilisierapparat in solch einfacher Form erfunden wurde, daß jede Hausfrau damit umgehen kann. Unter Sterilisieren verstehen wir heutzutage: keimfrei machen und gleichzeitig luftdicht abschließen, um neuen Fäulniskeimen den Zutritt zu verwehren. Alle Nahrungsmittel, die durch Erhitzen keimfrei gemacht und luftdicht verschlossen wurden, sind praktisch unbegrenzt haltbar. Die Einführung des Sterilisierapparates bedeutete eine Umwälzung für jeden Haushalt, besonders auf dem Gebiet der Obstverwertung. War es früher nur unter Zuhilfenahme von Konservierungsmitteln möglich, z. B. Beerenobst aufzubewahren, so kann jetzt die Hausfrau die reifen Früchte ohne jeden Zusatz haltbar machen. Jeder erinnert sich noch an jene Marmeladen, bei denen der Fruchtgeschmack völlig überdeckt wurde durch den Zucker, dem hier die Rolle des Konservierungsmittels zufiel. Man vergleiche damit das herrliche Aroma eines Konservenzglases mit Erdbeeren, die ungekocht oder mit etwas Süßstoff gekocht sterilisiert wurden!

Auch die Haushaltskasse hat durch den Sterilisierapparat ihre Vorteile. Zum Einfachen ist nicht mehr die Bereitstellung einer größeren Menge Zucker erforderlich, es genügt jetzt ein kleiner Teil davon. Viele Hausfrauen verwenden auch Süßstoff, insbesondere Süßholzwurzeltabletten. Süßstoff durchzieht die Früchte mit reiner Süße. Er verdeckt das Aroma in keiner Weise, sondern hebt es sogar.

Außerdem dient Süßstoff zur Süßung von Fruchtconserven für solche Personen, die aus gesundheitlichen Gründen mit Zucker vorsichtig sein müssen. Dazu gehören nicht nur Zuckertrante und Fettleibige, sondern auch Rheumatischer, Gichtler und manche Kranke mit Magen- und Darmkrankheiten.

In diesem Sommer ist es mehr denn je die Pflicht jeder deutschen Hausfrau, so viel Obst und Gemüse einzufachen wie nur irgend möglich. Unser Volkstanzler Adolf Hiltner hat sich das gewaltige Ziel gesetzt, die nationale Erhebung auf allen Gebieten fortzuführen und unserem Vaterlande wieder seine alte geachtete Stellung in der Welt zu verschaffen. Um dies zu erreichen, sollen wir uns auch in der Volksernährung auf eigene Füße stellen. Wir wollen von außen nur Dinge einfachen, die wir unbedingt brauchen, nicht aber solche, die in unserem Lande selbst erzeugt werden. Diese Auffassung muß sich jede Hausfrau zu eigen machen, dann wird sie dem ausländischen Obst richtig gegenüberstehen. Sie kommt dann wohl von selbst zu dem Entschluß, im Sommer und Herbst so viel an gutem deutschen Obst einzufachen, daß sie im kommenden Winter keine fremdländischen Früchte zu kaufen braucht. Wer in diesem Sinne

seinen Haushalt führt, unterstützt die nationale Regierung und erfüllt auf diesem Gebiet seine Pflicht als Angehöriger unseres Volkes.

Haustiere und ihre falsche „Aufbewahrung“.

Tierfreundschaften, die Tierquälerei sind.

Quäle nie ein Tier zum Scherz, denn es fühlte wie du den Schmerz! Das ist ein Grundsatz, der erweitert werden mußte. Vielfach werden nämlich Tiere — und ganz besonders unsere Haustiere — nicht aus Scherz gequält, sondern in Unwissenheit!

Abgesehen davon, daß man in Amerika Mungos dazu abrichtet, lebende Damen als Pelztragen zu dienen, als daß man Schildkröten, kleine Käser an Ketten schmiebelt und am Hals trug, gibt es bei uns sehr viele Tierquälereien, die als solche nicht immer bekannt sind. So kam ich kürzlich zu einer älteren, alleinstehenden Dame. Sie zeigte mir ihre Wohnung und spielte mir etwas auf dem Klavier vor. Mitten auf dem Klavier aber stand ein Glas mit Goldfischen darin. Gewiß, Fische können sich nicht beklagen, aber sie sterben infolge falscher Behandlung frühzeitig. Sie dürfen weder auf dem Klavier noch zu nahe am Ofen stehen. Die Erhaltungsterrarien beim Klavierspielen bekommen ihnen nicht gut, ebenfalls die Wärme.

Im Schlafzimmer dieser Tierfreundin erlebte ich etwas Ähnliches. Freudelustvoll „küßte“ sie mir ihr „Geheimnis“ und hob die Decke ihres Bettes hoch. Was lag darunter, mottig zusammengeknüllt? Die Katze. Einerseits ist dieses Plüschchen äußerst unhygienisch wegen der im Bett herumliegenden Katzenhaare, und außerdem: Wer weiß, wo sich die Katze tagsüber aufhält, welchen Schmutz und wieviel Bakterien sie an den Plüschchen hat. Außerdem aber ist es für die Tiere selbst besser, ihnen ein Körbchen mit warmen Kissen oder Decken einzuräumen.

Nicht ist auch der Papagei; augenblicklich jedoch rufen der Papageienkrankheit aus der Mode gekommen. Ist aber Besuch eingeladen, genügt es, ihnen Vora einmal vorgeführt zu haben. Aber es muß nicht sein, daß er ihnen den ganzen Abend die Ohren voll kräht und er — wie auch der Kanarienvogel, unser liebes Händchen — obenrein den Zigarrenrauch schlucken muß. Beiden sind tatsächlich Nichtraucher lieber. Vorn und hinten schadet ihnen. Auch die Tiere im Terrarium, wie kleine Krokodile, Eidechsen, Schildkröten, Schlangen, Salamander und Windischleichen sind dankbar, wenn sie von Lärm, Licht, Rauch und vom Rauchen verschont werden.

Von schlechter Kenntnis der Tierfeste zeugt auch, wenn der Besitzer von Kanarienvögeln die Eier während der Brutzeit nicht in Ruhe lassen kann und das Weibchen vom Nest treibt und die Eier nun einzeln durchleuchtet werden, um zu sehen, ob sie Nachwuchs bringen. Bruttiere dürfen nicht berührt werden, ja, man darf nicht einmal in dem gleichen Räume hämmern oder Lärm machen — alles das stört den Entwicklungsvorgang.

Hunde werden besonders gern gehalten. Mitunter ist es jedoch besser, das Tier zu kaufen zu lassen und es nicht überaus hin mitzunehmen, wo ein Hund nun besser einmal nicht hingehört. In verkehrsreichen Straßen und in Läden, besonders wenn dort Hochbetrieb herrscht, ist ein Hund, auch wenn er an der Leine geführt wird, gänzlich unangebracht. Andere stolpern über ihn, die Leine wird fest und die Beine anderer oder um die Füßchen, oder Autos müssen stoppen, weil es Schnurri einfällt, seiner Freundin Lohse auf der anderen Straßenseite „Guten Tag!“ zu sagen. Wer seinen Hund liebt, bringt ihn nicht in Gefahren! Auch Gaskrollen mit dem Hund in einer anderen Familie mit Hund können oft unangenehme Folgen haben und teuer zu stehen kommen. Ja, so manche Freundschaft ging deshalb schon neben etlichen Kratzbäusen und Plastik in die Brüche.

Wer nun einmal an seinen Haustieren Freude haben will, der muß schon die Sorge auf sich nehmen, sie richtig „aufzubewahren“, sonst soll man sich lieber keine Tiere halten.

Koch-Rezepte.

Meerrettichsauce. 12 bis 15 große, gekochte Kartoffeln, 5 Eßlöffel geriebener Meerrettich, 2-3 Eier. Dazu kommen 4 Eßlöffel zerlassene Butter, ein Eßlöffel Salz und 3 Eßlöffel Wasser. Hieron formt man die Sauce, wälzt sie in Weizenmehl und kocht sie eine Viertelstunde in Salzwasser. Zu Braten.

Fleischpudding mit Blumenkohl. Aus 1-1 1/2 Pfund gekochtem Schweinefleisch, 1-2 Eiern, 50 Gramm Mehl, 40 Gramm Mehl, etwas Salz, Pfeffer, etwas Muskatnuss und einen Knapp gemessenen halben Liter Milch bereitet man einen Pudding. Einen kleinen Kopf Blumenkohl kocht man in Salzwasser fest. Eine Puddingform wird gut mit Fett ausgepinselt, der Boden und die Seiten werden mit der Fleischmasse bestrichen. Dann legt man den zerteilten Blumenkohl hinein und deckt ihn mit einer Schicht Gekochtem ab. Der Pudding wird 1 1/2 Stunden im Wasserbad gekocht und mit einer kräftig braunen Torte gereicht. Das Blumenkohl-Rohmaterial verwendet man später zu einer Suppe.

Gefüllte Gurken. Gurke, recht gerade Salzgurken werden der Länge nach durchgeschnitten, die Kerne werden mit einem Teelöffel entfernt. Die Gurken werden dann mit Mehl ausgepinselt und feingehackte Zwiebeln hineingelegt. Oder man füllt die Gurken mit einem Gemisch aus Fleischsalat, unter dem man das feingehackte Innere der Gurke mischen kann. Die Gurkenhälften werden schuppenartig mit Ei- und Tomatenbelegen abwechselnd belegt und mit Mayonnaise bestrichen oder mit Sardellen und Kapern verziert.

Pilzsalat. Einige getrocknete Steinpilze werden in kaltem Wasser gewaschen und später in dem Wasser weichgekocht. Sie werden auf ein Sieb zum Abtropfen geschüttet und dann fein gehackt. Man bereitet eine gelbe Weichschmelze, die man mit dem braunen Pilzsalzwasser vermischt und mit Sahne, Salz, wenig Pfeffer und Zucker abschmeckt. Der Pilzbrei wird in dicke Zelte getan, die man noch einmal aufkochen läßt. — (Eine besonders gute Schmackhafte Zelte).

Gekochtes Spinalet. Spinalet wird gewaschen und in wenigen Minuten ohne Wasser weichgekocht. Darauf wird er fein gehackt. Man brät Speck und Zwiebeln an, macht etwas gelbe Weichschmelze, die man mit der Spinatrübe vermischt und zu der man den Spinalet, den man mit Maggi abschmeckt, mischt. Man füllt mit dem Spinalet eine Auflaufform, legt verlorene Eier (für jede Person eins) darauf und füllt die Ecken mit einer dicken Bechamelauce aus, die auch die Eier bedecken muß. Man streut schließlich geriebenen Käse über und überbackt das Ganze ungefähr 15-20 Minuten.

Wohlfühlalat. Man hobelt einen großen vorher gereinigten Rettich mit der Schale auf einem Hobelstreifen. Desgleichen verfährt man mit einem großen laubartigen Apfel. Einige Tomaten und 2 Zwiebeln werden in kleine Scheiben geschnitten, und nun werden alle Zutaten mit 2 Eßlöffeln Zitronensaft, ein wenig Salz und Zucker nebst 2-3 Eßlöffeln Öl vermischt. Diesen Salat macht man erst unmittelbar vor dem Gebrauch an, da er sonst zu säuerlich wird.

Schaum-Eiscreme mit Spargel. Ein Glas wird zu steilem Schnee geschlagen. Das Glas wird mit wenig Salz darunter gegeben. Diese Masse bringt man in eine kleine Eistonne, in der man vorher Butter erhitzt. Man deckt einen Teelöffel auf und backt den Eiskreis auf einer Seite. Der gefüllte Spargel wird in heißer Butter erwärmt und die Hälfte davon auf den Eiskreis gelegt, den man zusammenklappt und auf eine heiße Platte legt. Den Rest der Spargel legt man als Zierung neben das Gericht.

U

46

Dieser Text und sehr sauer zugesüßt; in diesem Jahre haben wir

Es gibt eine erste, und (mit Erlaubnis) legten, da halbtrockenen von 1921.

Wir haben glauben; eine Versuchsreihe noch trocken vorläufig noch mal mittrauen war allen auftrauen auf „fies“ nach

Die schmecken fein mag, sie gängen Gerners fließen Sommer so heißt: „lern außerordentlich eben mit feiner kumer Park an der Wiese Hamm oder Gerde von dem seien ein Sch worden ist. Wie wie und mit schritten sein, dern man „f. Gedicht einge Sommer, von dem Sommer legenheit.

Aber dann dem Droiden ständlich den die jüngsten den toffen war ich da, den Stall, bei spazierengehen

Über — vielleicht wir! Hoffnung nicht glauben, daß Gartenwirtschaft „Graf“ sitzen sei es im Be gewaltig gefe haufen oder so f e t einen u so n noch

Das kommt sollte sich an das liegt an schein und von dann wäre die sich allerlei so Schnupfen; w

Rückf

In den Zei ist das schon Hauptbestandteil Verformung

bedeutung o tarise und Si denen sich in Nahe erfreue stille aber gr seiner Strafe dann in der zierung sind Patriot für se auf die ande weiß ich es a Einfundungen nur einzige I

Das dabei etn einmal den G leuchtet, wahy So find wir

Aber wir so unbeständi Eigentümern hüttern Stadtr Sch u l e n ge machen, wolle öffentlicher:

„Sieber schreibe, da es Moorb Schülers v des Tages und dieser er ins Bod plagt, habe gesehen. D nent legen!

ale Regierung und
angehöriger unserer
u. E.

ahrung".

rei sind.

erfüllt wie du den
ert werden müßte.
3 besonders unsere
bern in Unwissen-

Mungos dazu ab-
u dienen, als daß
er schiedete und
tieraufzereien, die
am ich kürzlich zu
zeigte mir ihre
klavier vor. Mi-
Goldfischen darin,
ber sie sterben in-
wischen wieder auf
die Erstgütterun-
icht gut, ebenfalls

erlebte ich etwas
mir ihr „Geheim-
Was lag darunter,
innerhalb ist diese
m Bett herumlie-
weiß, wo sich die
d wieder Bazillen
es für die Tiere
men Kissen ober

jedoch r en der
n. Ist aber De-
mal vorgeführt zu
en den ganzen
uch der Kanarienv-
Zigarettenrauch
schreierlicher Lieber.
im Terrarium,
Schlangen, Sala-
men sie von Bärm,
den.

ent auch, wenn der
nd der Brutzeit
vom Nest treibt
en, um zu sehen,
nicht berührt wer-
den Raume häm-
en Entwicklungs-

Mitunter ist es
es nicht überaus-
einmal nicht hin-
rücken, besonders
d, auch wenn er
erbracht. Undere
ie Weine anderer
stoppen, weil es
er anderen Stra-
nen Hund liebt,
n mit dem Hund
ft unangenehmste
Ja, so manche
ren Kritikfallen

reude haben will,
e richtig „aufzu-
tiere halten.

sein, 5 Schüssel ge-
stetzel gewollte Sam-
er, Hieron formt
e eine Viertelstunde

gebacktem Schweine-
Mehl, etwas Salz,
nein halben Liter
Blumenöl kocht
wird gut mit Fett
der Fleischstücke be-
nein und best ihn
1 1/2 Stunden im
unfe gereicht. Das
r Suppe.

werden der Ränge
stet entfernt. Die
kleingelächelten
mit einem Gemälde.
Innere der Gurle
etig mit Öl und
nalle geputzt oder

kaltem Wasser ge-
werden auf ein Sieb
Man bereitet eine
wasser verfocht und
Der Pilzbrei wird
den läßt. — (Eine

und in wenigen
sein gedacht. Man
hllungswise, die man
inal, den man mit
eine Auslaufschale,
läßt die Käfen
er bedecken muß.

ereinigten Reisch
verfährt man mit
2 Zwiebeln wer-
alle Zutaten mit
ebst 2-3 Pfeffer
bar vor dem Be-

zu steilem Schnee
gen. Diese Masse
vorher Butter er-
aufschäumen auf einer
ermärmt und die
mmenköpfe und
st man als Be-

Ungelitsifsa Chronik

Neun, 2. Juli 1933

Einige Bitterkeiten über den Sommer und so.

Dieser Tage bekam ich für unsere Zeitung eine sehr lange und sehr sauber geschriebene Abhandlung über die Witterung zugehickt; in dieser Abhandlung war zu lesen, daß wir in diesem Jahre aller Voraussicht nach einen feuchten Sommer haben werden.

Es gibt eben Leute, die merken alles. Als wir im April uns des warmen und sonnigen Wetters erfreuten, und als wir dann leichtsinnig den Mantel oder die (mit Erlaubnis zu fagen!) biberne Unterhose in die Mottenkiste legten, da haben die Wetterpropheten mit uns einen heißen und trockenen Sommer voraus herausspindiert, nach dem Muster von 1921.

Wir haben das geglaubt, wie wir eben leicht an Gedrucktes glauben; eines ist sicher: mit dem feuchten Sommer werden die Verkaufsfröhen auch dann recht behalten, wenn es heute noch trocken und heiß werden sollte, woran wir allerdings vorläufig noch nicht glauben können. Denn wir sind nun einmal misstrauisch geworden auf diesem Gebiete; und dazu haben wir allen Anlaß, zumal wir schon verschiedentlich im Vertrauen auf den Sonnenschein ohne Schirm ausgegangen und „fies“ nach geworden sind.

Die schmerzliche Tatsache des Nahverdens an sich auch sein mag, sie ist nicht zu messen mit dem Gedanken an den entgangenen Gewinn, der uns aus den Sonnentagen dieses Sommers fliehen sollte; wir wollen ja eigentlich gerade diesen Sommer so ganz genießen, wollen — procul negotiis — (das heißt: fern von den Geschäften), ist Latein und steht sich außerordentlich gut an, wenn man so im Vorbeigehen einmal eben mit seiner „Bildung“ prahlen kann) vielleicht im Seltener Park am Wasserfall sitzen, und uns einbilden, wir säßen an der Weiser, oder wir wollten uns auf der Rheinwiese bei Hamm oder Grimlinghausen neben eine friedlich grasende Herde von Schafen stellen, indem wir uns einbilden, wir seien ein Schäfer, dessen Weisheit geradezu sprichwörtlich geworden ist. Oder wir wollten eigentlich irgendwo und irgendwie und mit irgendwem durch die wogenden Kornfelder geschritten sein, (in solchem Falle geht man nämlich nicht, sondern man „fährt“), vielleicht wäre uns dabei sogar ein Gedicht eingefallen, oder eine romantische Schilderung vom Sommer, vom sonnigen Sommer, von reisenden Kornfeldern, von Sommerblumen und von sonst einer sommerlichen Angelegenheit.

Aber damit ist es Kappes; ich bin noch nicht ein Mal auf dem Brodichhof gewesen, wohin ich sonst mit geradem unverständlichem Fanatismus gewandert bin, und mich dorten selbst die jüngsten Bühnenkanten; im vorigen Jahre war ich mit den tollsten Festen in den Ställen fast befreundet, so oft war ich da, und die Rühre dreht sich flirrend um, wenn ich den Stall betrat. Jammer, daß man zu nichts kommt, weder spaziergehend oder auf der Wiese.

Aber — und nun kommt das moralische happy end! — vielleicht wird es doch dieser Tage besser; wir wollen die Hoffnung nicht sinken lassen; wir wollen doch noch daran glauben, daß wir noch abendlicher Weise in den verchiedenen Gartenwirtschaften der Vorstadt gleichsam als „Grünzang-Gras“ sitzen können, sei es auf dem Wägen, oder Brodichhof, sei es im Berggärtchen oder im Café Weiser, sei es an den gewaltig geschwollenen Wässern des Rheines in Grimlinghausen oder sonst wo, sei es — um Gottes willen, wenn ich jetzt einen vergessenen habe zu nennen, wo man eventuell so nicht noch sitzen könnte, dann bestellt der die Zeitung ab!

Das kommt davon, wenn man vom Regen spricht; man sollte sich an so gewagte Themen gar nicht heranmachen. Aber das liegt an der Witterung; könnte man von eitem Sonnenschein und von der eigentlich kalendermäßigen Hitze schreiben, dann wäre die Sache einfacher. Von der Hitze könnte ich nämlich allerlei schreiben; ganz bestimmt. So aber habe ich einen Schnupfen; was ich Ihnen nur der Ordnung halber mitteile.

Rückfall in die Unregelmäßigkeit.

In den Zeiten früherer stadträtlicher Debatten — wie lange ist das schon her! — gab es sogenannte eiserne Bestände; die Hauptbestände solcher Art waren die ewigen und nicht zum Verstummen zu bringenden Klagen über schlechte Straßenbeleuchtung oder schlechte Straßenzustände; auch Straßenbahn-tarife und Straßenbahnfahrpläne waren beliebte Themen, an denen sich nicht nur das stadtbürgerliche Herz in ausgedehntem Maße erfreuen konnte, an denen vielmehr der Bürger eine stille aber große Freude empfand, wenn er im Stadtrat von seiner Straße oder von seiner Sorge sprechen hörte, und wenn dann in der Zeitung davon geschrieben stand. In dieser Beziehung sind wir nämlich alle gleich; man ist irgendwie Patriot für seine Straße, für sein Wohnviertel, ist eifersüchtig auf die anderen; denn aus meiner Berichterstatter-Praxis weiß ich es aus dem Stadtrat, und oft genug hat es sich in Einfindungen an die Zeitung bekümmert, daß niemals eine auch nur einzige lumpige Straßenlaterne gefordert wird, oh ne daß dabei etwa gesagt worden wäre: ... beflehen Sie sich einmal den Gegenstand, die Soundso-Straße; die ist besser beleuchtet, wahrscheinlich, weil dort der Herr Soundso wohnt!

So sind wir Menschen nun einmal; ich kann nicht dafür. Aber wir schweifen weit in die Ferne, wovon man sich bei so unbeständigem Wetter hüten sollte. Eigentlich wollte ich sagen, daß zu den beliebten Raden-hütern stadträtlicher Sorgen auch die Spielhöfe der Schulle gehören; das ist ihr Beruf. Um die Sache kurz zu machen, wollen wir eine Einfindung, so wie sie ist, hier veröffentlichen:

Lieber Diaz! Nimm Deine Feder in die Hand und schreibe, daß der Spielhof der Freitagschule ein wahrhaftiges Moorbad ist, das für den Fall des Hinfallens eines Schülers vollkommene Dienstunbrauchbarkeit für den Rest des Tages zur Folge hat. Mein hoffnungsvoller Sohn ist mir dieser Tage auf diese Art bald erkrummen. Fast wäre er ins Bodenlose gefallen. (Schiller). Von Renard'sche geplagt, habe ich mir auch andere Spiel- und Schulhöfe angesehen. Da hinein soll einmal der zukünftige Dezer-nent legen! Im Zeitalter der Jugend sollte man auch an

den Dingen des täglichen Gebrauchs nicht sparen, zumal die Bearbeitung wahrscheinlich nichts kostet. Aber wir müssen die Gewähr haben, daß unsere Kinder nicht im Schlamm der Schulhöfe umkommen. Befehlen Sie sich aber einmal den Schulhof soundso; dann sollen Sie sehen, wie sauber ein Spielhof sein kann, wenn ...

Und dann kommt natürlich in diesem Brief die übliche Wendung und der Hinweis auf einen einzelnen paradiesischen Schulhof in unserer Stadt, den ich aber gar nicht so paradiesisch fand; wenn es Stundenlang in Strömen regnet, dann wird wahrscheinlich auch der Park des Maharadscha von Rum-kumerdian seine Wasserpfützen zeigen. Diese vortreffliche Weisheit soll mich aber nicht davon abhalten, die beschiedene Bitte auszusprechen, es möge doch einmal nach dem Rechten gesehen werden, auf daß die Klage verstumme, zu deren An-walt ich mich infolge Mangels an anderer Masse gemacht habe. Es wäre mir — wie gesagt — bestimmi lieber, wenn ich etwas über die Folgen und Auswirkungen sommerlicher Hitze schreiben könnte; aber da dem nicht so ist, so tut es auch ein nasser Spielhof. Man muß sich bescheiden können. Und ich kann!

Infektion in Auslösung.

Es hatte wieder einmal angefangen; es regnete. Es strömte fogar. Und ich schoß in tiefer Sorge um meine restlichen Rücklagen unter einen Torbogen. Wenn man so unter einem Torbogen steht, dann ist man gewissermaßen sofort Familie; gemeinsames Leid schließt zusammen. So auch hier. Es wird noch grauer, als es schon war. Man richtet sich auf einen längeren Aufenthalt unter dem Torbogen ein.

Mann Nr. 1: „Datt is e Wetterke; Dunnerkeel, datt is e Wetterke; mer soll ja ze bang sein, überhaupt noch raus-gehe!“ — Na, walt e Wetter! (Schüttelt den Hut ab!)

Mann Nr. 2: „Ja, wenn datt es weiterjehet, dann jehet die ganze Ernte kaputt; mimm (für Auslandsdeutsche: das heißt mit dem) Sou is ett sowieso schon es schimm. Die Bauere kriegen nitt amal ei Bälme trocken in de Scheun! Ich habb in de Zeitung jesele, datt se schon an manche Stelle Salat für de Küh un für de Pferd versittet habe; an andere Stelle sollele der Schacht sogar eingepflügt habe, weil se sonst nix damit mache konnte ...“

Ein dritter Mann: „Scheunlich, scheunlich! — Es sind ganz verrückte Zeiten. Wenn schon Rüh Salat bekommen, dann muß man das doch als einen großen Luxus bezeichnen!“

Mann Nr. 2: „Gfick werde se jrad keine dran jetan haben, aber wenn denn nun ja kein Mensch de Schlacht kause will, walt solle se denn damit mache, wahr?“

Mann Nr. 1: „Mir wollte am Sonntag mitm Aesangverein ene Ausflug jemaach haben; ett solle sich die Mitziere an-melden, wo jemaach wolt. „Walt mehlste, wer mitfahre wilt? Kei Mensch! De Sent sind ze bang; se traue dem Wetter auf jar keine Fall; un die Fraue sinn bang, datt ihne de Blüeskes un de Wein naß werde; als ob datt schimm war!“

Mann Nr. 1: „Schließlich ist ein Ausflug im Regen ja auch kein Vergnügen; dann ist man schon ja praktischer zu Kaufe, klammert sich an das Radio oder liest die Zeitung.“

Mann Nr. 2: „Ach, datt will ich noch nitt amal faje, datt ene Ausflug im Regen ei Pläfer war; mir haben amal am Mühlebuck im Reje in enn Wirtschaft jesele, von 12 Uhr mittags bis abends um halber ach; da hammer aber doch viel Spaß jehabb; die Fraue ware natürlisch am schenge; aber da hammer uns nitt dran jestrift. Ett regnete so herrlich, datt mer vor lauter Regen fah nitt auf de Toa-lette komme kont.“

Mann Nr. 3: „Ja, der Regen hat auch seine Rechten! Da weis ich von einem Fall, der mir im Krieg passiert ist, wir lagen damals in Ruhe ...“

Die Frau: (Stürzt unter den Torbogen; sie kommt vom Markt) „Jung, datt is abber e Wetterke! Ich datt nu ne Sommer. Meine Mann is jestern abends naß bis auf et Kemp nach Hauße jekommen; heut sich e im Bett, un de hustet, wie im Schaffall. E hatt ene schreckliche Duffte; sone Brüllhuffte. Ich habb enn watt Hustelklumpes jekauf; die tumer immer in heiße Nidch; un dann wird et meistens trefk besser. Nu hatt e jrad Arbeid jehabb, war e jrad wieder e bißke am brassele, un n lichte in ett Bett un huz ...“

Die Frau: (Stürzt unter den Torbogen; sie kommt vom Markt) „Jung, datt is abber e Wetterke! Ich datt nu ne Sommer. Meine Mann is jestern abends naß bis auf et Kemp nach Hauße jekommen; heut sich e im Bett, un de hustet, wie im Schaffall. E hatt ene schreckliche Duffte; sone Brüllhuffte. Ich habb enn watt Hustelklumpes jekauf; die tumer immer in heiße Nidch; un dann wird et meistens trefk besser. Nu hatt e jrad Arbeid jehabb, war e jrad wieder e bißke am brassele, un n lichte in ett Bett un huz ...“

Die drei Männer verlassen trotz strömenden Regens den Torbogen, während die mittellose Frau mit Vergnügen feststellt, daß sich wieder neue Klüftlinge einstellen. Der Mann Nr. 4: „Datt is e Wetterke!“ Die Frau: „Ja, datt ist ene Sommer ... usw. (siehe oben!)“

„Was sind Pläne, was sind Entwürfe ...?“

Vor mehr als 14 Tagen hat das Städtebündtheater seine Spielabsichten bekannt gemacht, und daraus hat man in der Bürgerchaft wohl mit Recht geschlossen, daß das Theater auch für den kommenden Herbst und Winter weiterbestehen soll, obgleich ein derartiger Beschluß des Hauptauschusses noch nicht bekannt geworden ist; aber man wird doch so schließen dürfen, daß ein Theater, was etwa n i c h t wieder eröffnet, auch keinen Spielplan zu machen braucht, weil es eben nicht spielt; vor dieser Logik wird auch der Skeptiker verstummen müssen. Auf den Spielplan und seine Absichten werden wir nächstens noch einmal zurückkommen, wenn wir uns erst einmal mit dem

Studium verschiedener, noch unbekannter Autoren befaßt haben. Aber auf diese Offenbarung werden die Freunde des Theaters ja wohl weniger scharf sein, als auf die Frage, ob und in welchem Maße das Städtebündtheater vom Neuker Standpunkt aus gesehen, lebensfähig sein wird; diese Frage werden die Freunde des Theaters zum großen Teile von sich aus beantworten können. Den weitaus größeren Teil hat aber das Theater zu sagen, wenn erst die Mittel für den Fortbestand vom Hauptauschuss bewilligt sind; die Freunde des Neuker Theaters erwarten von der Theaterleitung eine Erklärung über eine gewisse Verbindlichkeit des veröffentlichten Spielplanes, auf Grund dessen sie sich erst zur Zeichnung des Abonnements oder zum Theaterbesuch überhaupt entschließen; im vorigen Jahre sind manche Versprechungen nicht gehalten worden. Auf die Stellungnahme des Stammpublikums wird es aber in diesem Jahre sehr ankommen; bei kluger Werbung wird es an Bereitwilligkeit nicht fehlen; denn das Düsseldorf Schauspielhaus wird aller Voraussicht nach im kommenden Herbst nicht spielen, und die städtische Bühne in Düsseldorf müßte erst — was das Schauspiel anbelangt — noch beweisen, daß ihre Leistungen der Strapaze einer Reise nach Düsseldorf wert ist. (Denn eine Fahrt mit der Rheinbahn kann leicht alle schönen Illusionen eines Theaterbesuches zerstören.)

Unser Theater hat übrigens eine Anzahl guter Kräfte verloren; der m. E. besonders stark begabte Otto Koubel ist mit seinem Kollegen Viremeier an das Stadttheater nach Danabrad übergewechselt, und ein weiteres Talent, der junge Lando Squazzini ist an das heilsche Landestheater nach Darmstadt engagiert worden; auch Ilse Veder verläßt Neuk und siedelt nach Görlitz über; vor Schluß der Spielzeit sind schon Boris Schirman und Margot Lahner aus dem Ensemble ausgeschieden, so daß die Theaterleitung vor der Aufgabe steht, Ersatzkräfte zu beschaffen, was bei dem augenblicklichen großen Angebot nicht allzu schwer fallen sollte.

Allenfalls wird die theaterfreundliche Bevölkerung, soweit sie noch imstande ist, die Theaterfreundlichkeit zu äußern, vor der kommenden Spielzeit noch mehr als bisher zu beweisen haben, ob es dem gefährdeten Kulturgut weiter helfen wird; denn ist erst das Theater einmal zum Aussehen gezwungen, dann wird es schwer halten, es wieder in Gang zu setzen; das trifft namentlich für die Absteigerorte zu, die, wenn sie einmal abgesprungen sind, so schnell nicht wieder zu gewinnen sein werden.

Hoffen wir, daß unser Theater, wenn es erst in seinem Fortbestand durch den Hauptauschuss gesichert ist, wieder mindestens die gleiche Anzahl von Freunden finden wird, die es trotz aller Schwierigkeiten am Ende der vergangenen Spielzeit zu verzeichnen hatte.

Zum unwillkürlichen letzten Mola: „Lobmann“

In einer Zeitung in der Nachbarschaft habe ich gelesen, daß ein Kollege zusage auf den Knien bittet, man möge ihm um Gottes willen keine geschwollenen Erdbeeren mehr auf die Redaktion bringen; er konnte es nicht mehr mit ansehen! Es scheint sich nämlich in diesem Jahre um eine Naturkatastrophe unter den Erdbeeren zu handeln, die man mit „Gefahrte“ bezeichnen könnte. Wir glauben den Rekord erreicht zu haben, als wir voller Stolz melden konnten, daß drei Erdbeeren ein Pfund ausmachten; und so haben wir die Aktien über die un-mannlich dicken Erdbeeren der Ernte 1933 geschlossen, und wir wollen hoffen, daß wir nun keine geschwollenen Exemplare dieser Art mehr zu sehen bekommen. Daß die kleinen Erdbeeren auch ganz kostbare Dinge sind, das bewies uns ein alter aber immer noch unbekannter Freund unserer Zeitung, der dem unpolitischen Chronisten ein Pfund köstlicher Zwerg einkindete, ohne sie allerdings nach Beschäftigung zurückzufordern. Er hat sie nicht nur zur Ansicht geschickt; und das ist eine angenehme Variation.

Und mit dieser Variation wollen wir heute unsere tief-sinnigen Betrachtungen über die Erbeeren des Jahres 1933 schließen; es wird niemanden geben, der das bedauern wird. Man trumte ja fast von Erdbeeren, die in das Unendliche geschwollen waren. Und wenn man sich intensiv vorstellt, wie bedrückend ein solcher Traum ist, etwa an eine Erdbeere zu denken, die so dick wie ein Riesen-Kürbis wäre, dann vergeht einem ja der Appetit an dieser ansonsten so köstlichen Frucht.

Die Natur hat sich in diesem Jahre einen Scherz erlaubt; wahrscheinlich wollte sie zeigen, was ein ausgebehnter Sand-regen vermag. Nun glauben wir es, aber nun wollen wir doch Sonne haben.

Ser mit der Sonne!

Diaz,

Mondnacht am Fenster See.

Der Mond steht unberührt überm See und regungslos ruh'n Boote an dem Kai.

Am steilen Berghang geistert Kampenheide, doch wütend saucht ins Tal der Fildzug ein und rast hinein ins Licht der nahen Stadt, als hätte er den leisen Abend satt.

Es blicken weiche Augen eine Weile dem Zuge nach und seiner wilden Eile.

Die Blumen trösten bald mit milden Düften, neu wächst die Stille bis an Mondestriften und wieder breitet sich der See mit Wangen, den niegewährten Frieden zu empfangen.

Rudolf von Nes (Neuk).

Die Bedingungen sind günstiger denn je!

Das Heimattheater ruft zur Vormiete

